Jasmin Donlic
Irene Strasser (Hrsg.)

Gegenstand und Methoden qualitativer Sozialforschung

Einblicke in die Forschungspraxis

Verlag Barbara Budrich

Gegenstand und Methoden qualitativer Sozialforschung

Jasmin Donlic
Irene Strasser (Hrsg.)

Gegenstand und Methoden qualitativer Sozialforschung

Einblicke in die Forschungspraxis

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de abrufbar.

Folgender Beitrag steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/84742326.04):

Martina Merz und Helene Sorgner: Komplexe Organisationen zum Sprechen bringen. Experteninterviews zu Großforschungsprojekten in der Teilchenphysik

Der Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution-ShareAlike 4.0 International (CC BY-SA 4.0):
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/.
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung bei Verwendung der gleichen CC-BY-SA 4.0-Lizenz und unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten
© 2020 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2326-3 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1468-1 (eBook)
DOI 10.3224/84742326

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Titelbildnachweis: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – http://www.lehfeldtmalerei.de/
Satz: Anja Borkam, Jena
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

Jasmin Donlic und Irene Strasser
Vom Vermitteln zum gemeinsamen Erfahren: qualitative Forschungszugänge lehren und lernen 7

Jo Reichertz
Qualitative und interpretative Sozialforschung – Ein nicht neutraler Überblick 15

Larissa Krainer und Ruth Lerchster
Fragen und Zuhören – Methode oder Tugend? 37

Martina Merz und Helene Sorgner
Komplexe Organisationen zum Sprechen bringen. Experteninterviews zu Großforschungsprojekten in der Teilchenphysik 51

Marion Sigot
Junge Frauen mit Lernschwierigkeiten im Spannungsfeld von Selbst- und Fremdbestimmung – Partizipative Forschung 69

Sara-Friederike Blumenthal und Stephan Sting
Die Grounded Theory als Methode der Datenerhebung und -auswertung am Beispiel einer Studie zu Wanderungs-, Bleibe- und Rückkehrmotiven von jungen Erwachsenen aus Kärnten 87

Katharina Hametner, Markus Wrbouschek und Natalie Rodax
Zum Umgang mit Rassismuserfahrungen im Spannungsfeld antitürkischer/antimuslimischer Diskurse – Dokumentarische Methode 103

Hans Karl Peterlini
Phänomenologie als Forschungshaltung. Einführung in Theorie und Methodik für das Arbeiten mit *Vignetten* und *Lektüren* 121

Franz Rauch
Aktionsforschung – am Beispiel eines Universitätslehrgangs im Bildungsbereich 139

Anna Schober
Das Bild im Plural: Methoden der qualitativen Forschung und Leitfragen der Analyse 153

Monika Kastner und Peter Schlögl
Forschung zwischen Dienstleistung und wissenschaftlichem Gestaltungsbeitrag: Evaluation, Praxis- und Begleitforschung 177

Martina Ukowitz
Gesundheitspädagogische Angebote auf dem Green Care Auszeithof. Qualitative Forschung im Kontext transdisziplinärer Forschungskonstellationen 199

Imke Alenka Harbig, Andreas Leopold Scherpf und Nicola Janina Spannring
Die visuelle Darstellung von qualitativen Daten 213

Autorinnen und Autoren 229

Vom Vermitteln zum gemeinsamen Erfahren: qualitative Forschungszugänge lehren und lernen

Jasmin Donlic und Irene Strasser

Bücher zu qualitativen Forschungszugängen gibt es mittlerweile viele. Das ist gut, denn es ermöglicht dem interessierten Publikum eine kritische Auswahl. Was wir im Laufe unserer Erfahrung in der Arbeit mit studierenden Forschenden festgestellt haben, ist, dass es nur wenige Publikationen gibt, die auch tatsächlich – über eine Erläuterung der jeweiligen ‚Methode' hinaus und jenseits einer bloßen Abgrenzung zu anderen ‚Methoden' – einen Einblick in Forschungstätigkeit geben. Den Zugang zur Thematik, wie wir ihn zunächst in einer Lehrveranstaltung entwickelt hatten, wollten wir auch einem breiteren Kreis von Leser*innen zugänglich machen. Mit der vorliegenden Publikation wollen wir Einblicke geben in unterschiedliche Forschungsprojekte – mit unterschiedlichen Herangehensweisen und aus unterschiedlichen Traditionen heraus. In diesem Sinne möchten wir Leser*innen zu einer offenen Herangehensweise an Forschungsfragen und -gegenstände motivieren, anstatt in (zu) strengen Abgrenzungen (Methode A unterscheidet sich von Methode B, weil …) zu denken. Das beinhaltet auch ein kritisches Hinterfragen von Machtverhältnissen und Definitionsherrschaft in Forschung und Lehre sowie die Bereitschaft, Forschung als ein kreatives und gemeinsames Tun zu verstehen. Um das zu vermitteln, haben wir Forschende eingeladen, ihre eigenen Erfahrungen, manchmal auch Herausforderungen, in konkreten Projekten zu teilen. Wir lernen dabei, welche unterschiedlichen methodologischen Überlegungen den Ausgangsfragen folgen, vielmehr aber auch, was Forschen in der Praxis tatsächlich bedeuten kann.

Naive Vorstellungen oder konkrete Erfahrung?

Wenn junge Menschen beschließen, Psychologie oder Erziehungswissenschaften zu studieren, steht oft im Mittelpunkt ihres Interesses, mit Menschen zu reden, mit ihnen gemeinsam zu arbeiten und mehr darüber herauszufinden, wie sie ihr Leben leben, was sie denken, welche Entscheidungen sie treffen, wie sie lernen und ihr Lernen in Bildungsinstitutionen aktiv gestalten und wie all

dies sich sinnvoll in ihre Vorstellung vom eigenen Leben einfügt. Darüber als Student*in oder Forscher*in mehr zu lernen, bedeutet in letzter Konsequenz womöglich ja auch, etwas mehr über sich selbst zu erfahren (Dege/Strasser 2019) und nicht zuletzt auch darüber, wie wir in sozialen Gefügen innerhalb unserer Gesellschaft interagieren und uns aufeinander beziehen.

Viele machen bald die Erfahrung, dass insbesondere in dem Kanon der sich als (natur-)wissenschaftlich verstehenden Psychologie, seltener in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften, die Erforschung menschlichen Verhaltens und die Evaluation von Lernprozessen eher auf einer Ebene stattfindet, die praktisch lediglich fragt, ob Menschen spezifische Operationen auch so ausführen, wie wir das von ihnen erwarten, wenn wir sie spezifische Operationen ausführen lassen. Dies geschieht unabhängig davon, ob diese für die Menschen, für die Untersuchenden oder jemand anderen bedeutungsvolle Operationen sind, und unabhängig von einem Verständnis, das menschliche Entwicklung und menschliches Erleben an sich in einen gesellschaftlichen und historisch-kulturellen Zusammenhang (Riegel 1978) stellt. In einem solchen Verständnis würde Gesellschaft nicht einfach als aus Individuen bestehend angesehen, sondern als Summe der Beziehungen und Verhältnisse, in denen die Individuen zueinander stehen (Marx 1858: 189) und unter denen sie leben.

Wenn wir einen Kurs zu Forschungsmethoden oder qualitativer Sozialforschung halten, kontaktieren uns regelmäßig Studierende, die ihre Projekte oder Masterarbeiten verwirklichen wollen, um uns darzulegen, sie würden lieber qualitativ forschen als quantitativ. Oder, dass sie an einer bestimmten qualitativen ‚Methode' besonders interessiert sind und diese nun einsetzen wollen; jedoch ohne bereits ein tatsächliches Erkenntnisinteresse formuliert zu haben. Manchmal ist selbst das Thema noch nicht entschieden. Man könnte dann entgegnen, dass der Gegenstand die Methode bestimmt und nicht umgekehrt, und das ist auch genau so der Fall. Die Studierenden bekommen so eine erkenntnistheoretisch begründbare Antwort und außerdem die diagnostische Feststellung, dass sie sich am Anfang einer empirischen Arbeit befinden und sie zunächst ein Thema finden sollten, das sie bearbeiten wollen. Was diesen Studierenden mit jener Antwort jedoch nicht signalisiert wird, ist Verständnis dafür, sich innerhalb eines sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Interesses mit qualitativer Forschung vermehrt beschäftigen zu wollen. Denn Statements wie, „ich würde gerne eine Studie mit Jugendlichen machen, ich weiß noch nicht so genau, was mich da interessiert, aber ich würde das gerne qualitativ methodisch angehen", bedeuten vielleicht in Wirklichkeit gar nicht so viel mehr als: „Ich interessiere mich dafür, wie Menschen sich fühlen und wie sie denken über ihr Leben und wie sie versuchen darin Sinn und Bedeutung zu finden, dabei Entscheidungen treffen, Sozialkontakte leben und lernen, und was ihnen dabei so alles widerfährt." Darin ist also möglicherweise eine vage Kritik enthalten daran, was heute anstelle dessen oft in den Mittelpunkt von Forschungsinteressen rückt, die Untersuchung von kleinen, losgelösten und

sehr spezifizierten Prozessen von Lernen, Wahrnehmung und Verhalten. Doch vielleicht streben Studierende viel stärker, als wir denken, danach, sich in ihren Forschungsprojekten auch ernsthaft zu engagieren, mit Menschen in Kontakt zu kommen, etwas zu lernen; nicht nur über Forschungsmethoden und Wissenschaft, sondern auch über das Leben an sich, über die Ausschnitte aus dem Leben, für die sie sich interessieren und die sie dabei auch unmittelbar betreffen. Manche Kolleg*innen haben diesbezüglich eine ganz eindeutige Vorstellung, nämlich dass man niemals ein Forschungsthema auswählen sollte, das etwas mit dem eigenen Leben und den eigenen Wünschen zu tun hat, also einer möglichen individuellen Betroffenheit von einem Phänomen aus dem Weg gehen. Manche Studierenden, die mit dieser Idee konfrontiert wurden, finden sich dann irgendwann auch in einer unserer Lehrveranstaltungen zu qualitativer Sozialforschung wieder, mit einer anderen Aufforderung im Sinn, die da lautet: Überlege, was dir wichtig ist, was dich interessiert, wo du neugierig bist, etwas mehr darüber zu wissen als das, worüber du schon gelesen hast. Forschung ist ein kreativer Prozess und er ist getrieben durch Neugierde und den Drang, auf Fragen noch mehr Fragen, nur selten wirklich Antworten zu produzieren. Und Forschung ist Co-Konstruktion, viel mehr als das Abbilden objektiver Erkenntnisse aus der Wirklichkeit (Josselson 2013).

Was uns umtreibt, ist also seit längerer Zeit die Frage nach der Vermittelbarkeit qualitativer Forschungszugänge. Dabei favorisieren wir von Forschungsstrategien oder Forschungszugängen zu sprechen, weniger von ‚Methoden', um eben genau das reflexive und relationale Moment im Forschungsprozess zu verdeutlichen (Strasser et al. 2018).

Wie alles beginnt

In der deutschsprachigen Tradition hat es sich ein Stück weit durchgesetzt über ‚qualitative Methoden' zu sprechen und diese tendenziell oft als jeweils für sich abgerundete, fertige Produkte im Sinne von anwendbaren Methoden darzustellen. In der Vermittlung dieser Zugänge wird oft auf die Unterschiede zu anderen Methoden fokussiert und dadurch eine Abgrenzung forciert, die einmal mehr die zweifelhafte Gelegenheit bietet, die Forschungsmethode ohne Inhalt zu erlernen und in weiterer Folge die Forschungsmethode ohne genauere Kenntnis des Gegenstandes zu wählen.

Eine Teilnehmerin der diesem Buch zugrunde liegenden Lehrveranstaltung erzählte uns:

> Für meine Masterarbeit habe ich mir vorgenommen, mich im Vorfeld mit zwei oder drei qualitativen Forschungsmethoden eingehender zu beschäftigen, um herauszufinden, welche Methode sich mit meinem angedachten Thema gut vereinbaren und

> umsetzen lässt. In meinem Denken hat sich natürlich auch etwas verändert, da ich durch neu erworbenes Wissen auch einen anderen Blickwinkel und vermutlich auch neue mir bisher unbekannte Zugänge gewonnen habe. (Studierende01, Jänner 2019)

Dennoch sind Techniken leichter zu vermitteln als eine bestimmte Forschungshaltung, die Reflexionsfähigkeit beinhaltet, ein kritisches Verhältnis zur eigenen Arbeit, welches die eigene Perspektive als legitime und subjektive akzeptiert, aber gleichzeitig auch immer in Frage stellt. Eine uns in der Lehre ständig begleitende Frage ist, wie Studierende die Konfrontation mit unterschiedlichen Zugängen erleben und wie es ihnen gelingt, im Zuge der Entwicklung einer eigenen Haltung zu abstrahieren.

> Ich denke, dass für eine bestmögliche Einbindung der im Feld handelnden Personen, mit einem offenen partizipativen Zugang, Methoden aus der qualitative Sozialforschung am Hervorragendsten geeignet sind. Forschung ist für mich, aus meiner jetzigen Sicht, ein unverzichtbarer Teil der Weiterentwicklung von Arbeits- und Umsetzungsmethoden und vor allem für eine reflexive Weiterentwicklung der Haltung im Feld unabdingbar. (Studierende02, Jänner 2019)

Was hier von Studierenden berichtet wird, beinhaltet eine relevante Infragestellung der vermeintlichen Trennung von Forschenden und Beforschten. Dabei impliziert der Verweis auf den „offenen partizipativen Zugang" die Auseinandersetzung mit Hierarchien, Machtgefällen im spezifischen Forschungsfeld, und die Frage danach, welche gesellschaftlichen Aufgaben sich Forschung eigentlich stellt. Eine Teilnehmerin berichtete in der Abschlussreflexion der Lehrveranstaltung auf die Frage nach dem eigenen Lerngewinn:

> Die Scheu vor unbekannten Methoden konnte mir durch diese Vorlesung und die abgehandelten Inhalte genommen werden. Die vorgestellte Bandbreite an unterschiedlichen Forschungsmethoden eröffnet mir für mein Studium neue Möglichkeiten. (Studierende03, Jänner 2019)

Hier wird ein Stück weit die Überforderung reflektiert, von der Menschen am Beginn ihrer eigenen Forschungstätigkeit so oft berichten. Möglicherweise fußt diese relativ oft auf einer fehlenden Auseinandersetzung mit vorhandenen Theorien und der fehlenden Bereitschaft mancher Disziplinen, über den eigenen Tellerrand hinaus nach relevanten Konzepten zu suchen. Problematisch kann es auch sein, wenn Studierenden in der Lehre nur selektiv einzelne Forschungszugänge vermittelt werden, woraufhin diese versuchen, den Forschungsgegenstand an eine erlernte ‚Methode' anzupassen.

Angesichts des Legitimationsdrucks, der aus einer marginalisierten Position der qualitativen Sozialforschung heraus erwächst, ist es nicht verwunderlich, dass sich im Bemühen um Abgrenzung von quantitativ-statistischen Verfahren und Selbstbehauptung teilweise recht hermetische und eng definierte ‚Verfahren' und ‚Methoden' herausgebildet haben. So weisen auch Breuer und Schreier auf die Schulenhaftigkeit hin und auf die Tatsache einer ‚Hinein-

sozialisation‘ in diese bestimmten Schulen mit ihren je eigenen Traditionen und Regelhaftigkeiten (Breuer/Schreier 2010). Insbesondere in der Arbeit mit Studierenden und jungen Forschenden ist dies aber hinderlich, insofern ja Gegenstandsangemessenheit entwickelt werden soll, orientiert am Forschungssubjekt. Diese Entwicklung einer geeigneten Herangehensweise ist nicht gleichbedeutend mit der simplen ‚Auswahl‘ einer Methode, an deren Ende etwas „hinein-“ oder „herausinterpretiert“ wird. Sie stellt vielmehr einen theoretisch informierten, kritischen und kreativen Prozess dar, an dessen Ende theoretische und konzeptuelle Überlegungen zu konkreter Lebenspraxis in Relation gesetzt werden.

Forschung erfahrbar machen

Wissen und Wissenschaft mit Bruner (1966) als Prozess und nicht simpel als Produkt zu verstehen, darum geht es unserer Einschätzung nach in der Vermittlung und Entwicklung von Forschungszugängen in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Eine unserer Studentinnen schrieb uns nach Ende einer unserer Lehrveranstaltungen, in denen wir versuchen, verschiedene Herangehensweisen zu diskutieren: „Heute, zwei Monate nach der LV, stelle ich fest, dass ich einen anderen, neuen, nicht mehr so eng gefassten Blick auf ‚die qualitative Forschung‘ habe.“

Mit dem vorliegenden Sammelband möchten wir zu einem integrativen Diskurs unterschiedlicher Zugänge, Haltungen und Annäherungsweisen an Gegenstände und Themen beitragen. Wir möchten dabei Gelegenheit bieten, Einblick in unterschiedliche Projekte zu erlangen und dabei festzustellen, wie unterschiedlich Erkenntnisgewinn erlangt werden kann, aber auch, welche Schwierigkeiten und Herausforderungen sich im Zuge von Forschung stellen und inwiefern kreative Strategien und das Engagement von Forscher*innen dazu beitragen, Forschungsprojekte erfolgreich zu verfolgen. Eher nebenbei, aber dafür umso spezifischer und nachvollziehbarer erlangen die Leser*innen dabei auch vertieftes Wissen über unterschiedliche Forschungszugänge innerhalb der qualitativen Sozialforschung.

Die thematischen Beiträge nehmen qualitative Forschungszugänge mit unterschiedlichen Herangehensweisen und aus unterschiedlichen Traditionen heraus in den Blick, indem sie Einblick in unterschiedliche konkrete Forschungsprojekte geben:

Der Beitrag von Jo Reichertz *Qualitative und interpretative Sozialforschung – Ein nicht neutraler Überblick* gibt einen Überblick über das aktuelle Feld der qualitativen bzw. interpretativen Forschung und versucht aktuelle Entwicklungslinien nachzuzeichnen und verbindende Muster zu identifizieren. Der

Beitrag soll den Leser*innen die begründete Auswahl eines eigenen methodischen und methodologischen Zugangs ermöglichen, so sie selbst Forschung betreiben oder die Forschung anderer einschätzen möchten.

Ruth Lerchster und Larissa Krainer gehen in ihrem Beitrag *Fragen und Zuhören – Methode oder Tugend?* zwei grundlegenden Tätigkeiten im Forschungsprozess anhand von anschaulichen Schilderungen aus ihrer langjährigen Forschungspraxis nach. In der Praxis qualitativer Forschung bedarf es strategischer Kenntnisse über den Einsatz und die Folgen von (unterschiedlichen) Fragen, die gestellt werden können, und Kompetenzen des Zuhörens, die nicht selten dazu führen, dass vorbereitete Fragen angepasst, modifiziert oder gar verworfen werden müssen. Das Zuhören kann mitunter lange dauern, verunsichern, verstören, verwirren. Die Tugend besteht darin auszuhalten und zwar in mehrfachem Wortsinn. An mehreren Stellen wurden konkrete Beispiele aus Forschungsprojekten für diese Publikation ergänzt, um die jeweilige Praxis anschaulicher zu machen.

Martina Merz und Helene Sorgner stellen in ihrem Beitrag *Komplexe Organisationen zum Sprechen bringen. Experteninterviews zu Großforschungsprojekten in der Teilchenphysik* ihren Forschungszugang vor, mit dem sie mittels leitfadengestützter Experteninterviews komplexe organisationale Abläufe unter Einbeziehung verschiedener Perspektiven innerhalb der Organisation erforschen.

Marion Sigot widmet sich in ihrem Beitrag anhand des Forschungsprojektes *Junge Frauen mit Lernschwierigkeiten zwischen Selbst- und Fremdbestimmung* (Sigot 2017) den Ansprüchen und Umsetzungsmöglichkeiten partizipativer Forschung sowie den aus der Partizipation resultierenden Chancen und Herausforderungen. Neben der Beschreibung des konkreten Vorgehens und dessen Reflexion werden speziell auch ethische Aspekte diskutiert.

Im Beitrag von Sara-Friederike Blumenthal und Stephan Sting *Die Grounded Theory als Methode der Datenerhebung und -auswertung am Beispiel einer Studie zu Wanderungs-, Bleibe- und Rückkehrmotiven von jungen Erwachsenen aus Kärnten* werden die Grundidee der Grounded Theory anhand des Kontexts ihrer Entstehung sowie klassische Arten der Fragestellung und Ziele der Grounded Theory dargestellt. Der Schulenstreit innerhalb der Strömungen der Grounded Theory wird anhand des „induktivistischen Missverständnis" erläutert. Grundbegriffe der Grounded Theory wie Theoretische Sensibilität, Memos und Theoretical Sampling werden dargestellt. Die Datenauswertung mit der Grounded Theory wird anhand der Beispielstudie „Kärnten als Lebensort? Wanderungs-, Bleibe- und Rückkehrmotive von jungen Menschen aus Kärnten" von Leitner und Sting (2014) exemplifiziert.

Der Beitrag *Zum Umgang mit Rassismuserfahrungen im Spannungsfeld antitürkischer/antimuslimischer Diskurse – Dokumentarische Methode* von Katharina Hametner, Markus Wrbouschek und Natalie Rodax zeichnet ausgehend von einem konkret durchgeführten Forschungsprojekt nach, aufgrund

welcher Überlegungen ein konkretes Forschungsinteresse – in diesem Fall das Interesse am Umgang mit Rassismuserfahrungen – als passend für eine Anwendung der Dokumentarische Methode angesehen werden kann, welche konkrete Erhebungs- und Auswertungspraxis daraus folgt sowie welche Erkenntnisse auf diese Weise gewonnen werden konnten.

Hans Karl Peterlini geht in seinem Beitrag *Phänomenologie als Forschungshaltung. Einführung in Theorie und Methodik für das Arbeiten mit Vignetten und Lektüren* von den Grundannahmen und der wesentlichen Frage phänomenologischer Forschung aus: Was zeigt sich wem wie? Anhand von Vignetten und deren Lektüre als Deutungsmethode illustriert er die methodische Umsetzung dieser Forschungshaltung als Exploration von Bedeutungsvielfalt und Möglichkeit zur Erprobung unterschiedlicher (pädagogischer) Sichtweisen und Handlungsmöglichkeiten.

Franz Rauch beschreibt im Beitrag *Aktionsforschung – am Beispiel eines Universitätslehrgangs im Bildungsbereich* den Ursprung der Aktionsforschung und deren Nutzung in den PFL-Programmen, wie die Aktionsforschung in Lehrgängen umgesetzt wird und welche Prinzipien sie beiträgt. Der Fokus liegt auf dem Lehrgang BINE (Bildung für Nachhaltige Entwicklung – Innovationen in Schule und Hochschule) und auf den Ergebnissen von Evaluations- und Begleitforschung des BINE-Lehrgangs in Hinblick auf Aktionsforschung und damit verbundene partizipative Lehr- und Lernprozesse.

Anna Schober macht in ihrem Beitrag *Das Bild im Plural: Methoden der qualitativen Forschung und Leitfragen der Analyse* deutlich, wie der Eigensinn der Bilder in den Studien visueller Kultur genutzt wird und welche Bedeutung Bilder für die qualitative Forschung haben. Im Zentrum stehen dabei Bilder und die von diesen evozierten Bezüge und Auseinandersetzungen als zentrale Objekte und Fragen der Visual Culture Studies.

Forschung zwischen Dienstleistung und wissenschaftlichem Gestaltungsbeitrag: Evaluation, Praxis- und Begleitforschung von Monika Kastner und Peter Schlögl widmet sich zunächst der Klärung des Begriffs Evaluation. Anhand von zwei Evaluationsprojekten wird exemplarisch deren jeweiliges Design kommentiert und die zum Einsatz kommenden Methoden werden analysiert. Anschließend richtet sich der Fokus auf das weniger scharf umrissene Feld der Praxis- und Begleitforschung, wobei der Versuch einer systematisierenden Annäherung unternommen wird.

Martina Ukowitz thematisiert im Beitrag *Gesundheitspädagogische Angebote auf dem Green Care Auszeithof. Qualitative Forschung im Kontext transdisziplinärer Forschungskonstellationen anhand des transdisziplinären Projekts Green Care Österreich,* das von der Landwirtschaftskammer Kärnten und einem Forschungsteam der Universität Klagenfurt durchgeführt wurde, die Konstitution, Planung des Forschungsdesigns und Prozesssteuerung eines transdisziplinären, qualitativen Forschungsvorhabens.

Imke Alenka Harbig, Andreas Leopold Scherpf und Nicola Janina Spannring zeigen in dem Beitrag *Die visuelle Darstellung von qualitativen Daten* anhand von Beispielen, dass die Visualisierung von qualitativen Daten nicht nur eine gute Methode zur Ergebnisdarstellung ist, sondern sich auch eignen kann, um Abläufe oder Beziehungen aufzuzeigen. Dabei werden Visualisierungsstrategien und allgemeine Tipps zur Gestaltung beispielhaft präsentiert.

Literatur

Breuer, Franz/Schreier, Margrit (2010): Lehren und Lernen qualitativer Forschungsmethoden. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 408-420.

Bruner, Jerome S. (1966): Toward a theory of instruction. Cambridge, Mass.: Belkapp Press.

Dege, Martin/Strasser, Irene (2019): The Lone Wolf Coder. An autoethnographic reflection on the International Congress of Qualitative Inquiry in Urbana-Champaign, Illinois. In: Human Arenas, 2 (3), S. 322-340.

Josselson, Ruthellen (2013): Interviewing for qualitative inquiry. A relational approach. New York: The Guilford Press.

Marx, Karl (1858): Grundrisse. MEW Band 42. Berlin: Dietz Verlag (1983).

Riegel, Klaus F. (1978): Psychology mon amour: A countertext. Oxford: Houghton Mifflin.

Strasser, Irene/Gazer, Sona/Maerker, Marlene/Manderbach, Till/Fix, Bradley/Zimmermann, Theresa/Trautner, Stephan/Henninger, Julien (2018): Das Subjekt im Fokus der Forschung: aktuelle Ansätze partizipativer Forschungsmethoden. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 19(2), Art. 24. Online verfügbar unter: http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3036 [Zugriff: 13. Oktober 2019].

Qualitative und interpretative Sozialforschung – Ein nicht neutraler Überblick[1]

Jo Reichertz

> „Wir denken uns Geschichten über uns selbst aus, um herauszufinden, wer wir sind, und diese Geschichten machen uns zugleich zum Autor, zum Erzähler und Protagonisten unserer Geschichte.“ (Fernyhough 2018: 134)

Die Gewissheiten von heute sind die Irrtümer von morgen

Es gehört schon ziemlich viel Optimismus, andere sagen: viel Ignoranz, dazu, zu erwarten, dass wir mit dem Wissen von heute (endlich) wissen, wie die (soziale) Welt beschaffen ist, nach welchen Regeln das Zusammenleben der Menschen funktioniert und wie wir diese Ordnung effektiv und angemessen erkennen können. Ohne Zweifel gilt: Was wir heute für richtig halten, unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir gestern für richtig hielten. Und wir sind gewiss, dass wir auf den „Schultern von Riesen“ (Merton 1983) stehen, also weiter und besser sehen als die vor uns – und zwar nicht nur im Hinblick auf das Wissen von Welt, sondern auch im Hinblick auf das Wissen, wie man wissenschaftlich die Welt erforscht.

Wer sich allerdings der Geschichte der Wissenschaft zuwendet, den überkommt schnell ein grundsätzlicher Zweifel, da die Geschichte (wenn sie überhaupt etwas sagt) lehrt, dass die Gewissheiten von heute die Irrtümer von morgen sind: Jedes Wissen hat seine (Verfalls-)Geschichte und somit muss jedes Wissen auch historisch eingebettet werden. Das gilt auch für die qualitative bzw. interpretative Sozialforschung, denn auch sie hat eine Geschichte und diese zeigt ihren steten Wandel. Noch mehr: Ihr (bisheriger) Erfolg beruht m.E. vor allem darauf, dass sie sich immer wieder *gewandelt* hat – in Bewegung geblieben ist.

---

1 Der Artikel ist die aktualisierte und erweiterte Fassung einer Keynote, die ich am 17.09.2016 auf dem 5. Schweizer Methodenfestival – Qualitative Forschungsmethoden in Basel vorgetragen habe.

In der qualitativen Sozialforschung kommen und gehen Themen. Das gilt sowohl für die Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung als auch für die Theoriebildung. Was gestern noch als zentral erachtet wurde, ist heute peripher, und das, was heute niemand nachfragt, wird morgen vielleicht hoch gehandelt. Es gibt also auch in der qualitativen Sozialforschung Auf-und-Ab-Bewegungen – Konjunkturen.

Wer von Konjunkturen spricht, behauptet implizit, dass Wissenschaftler*innen nicht langsam und beharrlich den gesellschaftlichen Erkenntniskübel auffüllen (Popper 1974: 369ff.), also immer mehr Wissen erarbeiten, sondern wer von Konjunkturen spricht, spricht von einem Hin-und-Her des „Aufmerksamkeitsscheinwerfers" wissenschaftlicher Forschung, spricht eher von *Paradigmenwechseln* (Kuhn 1976) als von *Erkenntnisfortschritt*.

Vorangetrieben und exekutiert werden die Bewegungen und Konjunkturen von Handelnden, die qualitative/interpretative Sozialforschung *betreiben* (Wissenschaftler*innen, Studierende, Institute), und von denen, die direkt oder indirekt von der qualitativen Sozialforschung *betroffen* sind (Beforschte, Auftraggeber, Studierende, Gesellschaft) und von denen, die sie *finanzieren* (DFG, Politik, Unternehmen, Stiftungen etc.). Durch die Interaktion und das kommunikative Wechselspiel dieser Akteur*innen gegeneinander und miteinander entstehen immer wieder neue Untersuchungsfelder, Interessenslagen, Konzepte und Praktiken qualitativer Sozialforschung und daraus Bewegungen, die manchmal lange, manchmal kurze Zeit überleben. Seit einigen Jahren befinden wir uns in einer Zeit des schnellen Wandels, vielleicht sogar eines Umbruchs.

Diese Bewegungen innerhalb der qualitativen/interpretativen Sozialforschung folgen (so scheint mir) keiner Entfaltungslogik, sie zielen auf keinen festen Punkt, haben kein einheitliches Ziel im Auge. In diesen Bewegungen gibt es immer wieder Lücken, Widersprüche, Rücknahmen, Überschneidungen, Selbsttäuschungen und Zufälle. Kleine Wellen sind in größere eingebettet, und diese wieder in ganz große. Zusammen bilden sie ein eigentümliches Geflecht von kleinen, mittleren und größeren Bewegungen, die einander durchdringen, aber auch beeinflussen, gerade wenn sie miteinander konkurrieren.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, einige dieser aktuellen Entwicklungslinien nachzuzeichnen und verbindende Muster zu identifizieren. Ziel dieser Unternehmung ist, einen Überblick über das aktuelle Feld der qualitativen bzw. interpretativen Forschung zu geben, sodass es den Leser*innen möglich wird, begründet einen eigenen methodischen und methodologischen Zugang wählen zu können – so man denn selbst Forschung betreiben will oder die Forschung anderer einschätzen möchte.

Dies kann jedoch nicht aus einer scheinbar freischwebenden und neutralen ‚Gottesperspektive' heraus erfolgen, ist doch (wie die Wissenssoziologie lehrt) jede Sicht immer und notwendigerweise perspektivengebunden – weshalb die Autor*innen verpflichtet sind, ihre Perspektive für die Leser*innen auszule-

gen. Meine Perspektive ist die einer hermeneutisch verfahrenden Wissenssoziologie, welche darauf abzielt, das Handeln und die Deutungen der untersuchten Menschen, Organisationen und Institutionen nicht nur zu verdoppeln, sondern verstehend zu erklären (Hitzler/Reichertz/Schröer 1999), was in der Regel auch zu einem *epistemischen Bruch* führt, also dazu, dass die Beforschten sich in der wissenschaftlichen Beschreibung oft nicht mehr wiedererkennen.

Differenzierung und tief greifender Wandel

Was hat sich in der qualitativen Sozialforschung Neues getan? Einerseits so der Befund auf den ersten Blick – nur wenig: sie hat sich gut entwickelt und ausdifferenziert und dabei eine vielfältige und fruchtbare Praxis entwickelt. Das zeigen auch die zahlreichen, in der Regel gut verkauften Einführungen in die qualitative/interpretative Sozialforschung (eine guten Überblick über die entsprechenden Methodenhandbücher findet man in Kunz 2018: 156ff.). Einige Methoden haben sich etabliert, bestimmte Sichtweisen haben sich durchgesetzt und bestimmte Deutungen herrschen vor und über deren Einhaltung wachen auch die jeweiligen Erfinder*innen bzw. deren Schüler*innen – wenn auch mit nachlassendem Erfolg. Die Geschichte der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist also eine klare Erfolgsgeschichte – so scheint es auf den ersten Blick.

Andererseits hat sich, wenn man genauer hinschaut, in den letzten Jahren sehr viel getan: Denn das Feld der qualitativen/interpretativen Sozialforschung hat sich in nur kurzer Zeit sehr stark ausdifferenziert – bedingt u.a. durch den *Generationenwechsel*, neue *Medien*, die *Datafizierung* fast aller Lebenswelten, neue *Theorieansätze*, ein neues *Selbstverständnis* und die weitere *Internationalisierung* der Sozialforschung (ausführlich dazu Reichertz 2017). Wurden bislang vor allem *Texte* als Ausdruck von kommunikativen Handlungen und subjektiven Deutungen von Welt und die (stillen wie bewegten) *Bilder* Gegenstand der Analyse, so ist die *aktuelle* Entwicklung der qualitativen Sozialforschung durch unterschiedliche, teils sich widersprechende, teils sich überschneidende Tendenzen gekennzeichnet: So werden zum Ersten mithilfe neuer Medien kommunikative Phänomene auf der *Mikro*- und *Nanoebene* sichtbar, fixierbar und analysierbar (ausführlich dazu Reichertz 2016).

Zum Zweiten werden bei der Nutzung der neuen Medien (eigenständig) riesige Mengen von neuen und neuartigen Daten produziert (zur Besonderheit von *Big Data* siehe z. B. Reichert 2014; zum Prozess der *Datafizierung* siehe z. B. Breiter/Hepp 2018, Zuboff 2018). In einigen Handlungsfeldern werden Daten automatisch mittels *Algorithmen* ausgewertet (zu einer solchen rechnerischen Konstruktion von Wirklichkeit siehe z. B. Seyfert/Roberge 2017) und niemand weiß so recht, wie man Algorithmen qualitativ oder gar interpretativ

analysieren kann oder welche Daten man erheben sollte, um eine Theorie zu diesem Handlungsfeld konstruieren zu können.

Zum Dritten werden neue *Gegenstände* wie Gerüche, Sounds, Stoffe, Atmosphären und Stimmungen als bedeutsam erkannt und untersucht (Kritzmoeller 2015; Seyfert 2011; Sterne 2012). Zum Vierten erkundet man verstärkt die Grenzen des Sozialen und der Kommunikation (Koma, Maschinen, Tiere, Demente; siehe Hitzler 2017, 2018; Lindemann 2002, 2009). Zum Fünften interessieren sehr viel mehr als früher *Prozesse* und *übersituative* Entwicklungen (multisited ethnography, transsequenzielle bzw. intersituationale Analyse, siehe Hirschauer 2014; Marcus 2016; Scheffer 2015). Und sechstens betrachtet man Dinge, Artefakte und Praktiken und fragt nach deren Handlungs- und Kommunikationsmacht (Hillebrandt 2014; Lueger/Froschauer 2018; Reichertz 2009).

Darüber hinaus lässt sich beobachten: Forschung wird (wieder) als *Kommunikation* mit den Beforschten angesehen (Breuer/Muckel/Dieris 2018), weshalb einerseits ethische Verpflichtungen und Datenschutz gegenüber den Beforschten, andererseits aber die Subjektivität der Forscher*innen relevanter werden (Mruck/Breuer 2003; Roth/von Unger 2018). Zudem fordert immer öfter die angemessene Analyse *interkultureller Daten* die qualitative bzw. interpretative Sozialforschung heraus (Otten et al. 2009; Roth 2018; Schittenhelm 2017). Forschung ist nicht mehr den Wissenschaftler*innen vorbehalten, sondern auch Künstler*innen und Privatunternehmen betreiben qualitative/interpretative Sozialforschung und immer mehr werden die Beobachteten als eine Form von Expert*innen kollaborativ in die Forschung miteinbezogen. Es gibt nicht nur *mixed method*, sondern ein frohes *cross over*: Betreiber*innen wie Nutzer*innen von Methoden kreuzen sich vielfältig und gehen unterschiedliche Koalitionen miteinander ein. Last but not least: Bei der Präsentation von Forschungsergebnissen wird zunehmend mit performativen Formaten experimentiert – um nur die wichtigsten Entwicklungen zu nennen (Mey 2018).

Um dieses und vieles andere mehr zu erfassen und zu analysieren, werden neue Methoden geboren, oft im Monatstakt. Das hat zu einer (neuen) Unübersichtlichkeit geführt, die besonders dann augenfällig wird, wenn man an Veranstaltungen wie dem Berliner Methodentreffen teilnimmt, oder wenn man die zentrale Online-Zeitschrift für qualitative Sozialforschung, *FQS*, aufruft und die letzten Jahrgänge Revue passieren lässt. Deshalb kann man mit guten Gründen sagen, dass wir gerade *Zeug*innen* und *Akteur*innen* und *Erzähler*innen* eines tief greifenden Wandels der qualitativen Forschung sind. Dieser Wandel fällt besonders auf, wenn man die Frühgeschichte der qualitativen/interpretativen Sozialforschung zum Vergleich heranzieht – was ich hier kurz versuchen möchte.

Subjektiver Sinn – was ist damit gemeint?

In den ersten Jahren der qualitativen/interpretativen Sozialforschung, also in den frühen 1970er Jahren, gab es noch einen, wenn auch vagen Konsens darüber, was zu tun ist, wenn man qualitative/interpretative Sozialforschung betreiben will. In Abgrenzung zur quantitativen Forschung, die von einer beobachterunabhängigen Welt ausging, lag der besondere Charme der qualitativen/interpretativen Sozialforschung darin, dass es ihr um den *subjektiven Sinn* ging, den die Handelnden in ihrem Tun dem Tun beimessen (eine sehr viel differenzierte Sicht auf die qualitative Sozialforschung der frühen Tage findet sich in Lüders/Reichertz 1986).

Es ging also theoretisch begründet mit dem Thomas-Theorem (Thomas/Thomas 1932: 572) um die Sinnzuschreibung und deren Bedeutung für das Handeln von Subjekten. Objekte sind demnach nicht durch ihre ‚objektiven' Eigenschaften bestimmt, sondern durch die Bedeutung, die ihnen von den Subjekten zugeschrieben werden, dass also die Qualitäten der Objekte durch die Subjekte (zu wesentlichen Teilen) geschaffen werden, dass nicht die Objekte soziologisch relevant sind, sondern deren subjektive bzw. soziale Bedeutung, dass also das Handeln der Akteure nur verstanden werden kann, wenn man deren (subjektive) Bedeutungen kennt. Einig war man sich, dass es für das Verstehen der Untersuchten unabdingbar ist, sich in deren Lage zu versetzen, in ihren Schuhen zu stehen, auf ihren Schultern zu sitzen, das Leben aus ihrer Sicht zu sehen.

Allerdings gab es zu keinem Zeitpunkt eine feste oder gar institutionalisierte Sicht dessen, was es heißt, praktisch qualitative/interpretative Sozialforschung zu betreiben. Dies vor allem, weil von Beginn an unklar war, was es bedeutet, sich in die Lage der Untersuchten zu versetzen. Diese Frage entzweite von Beginn an die Forscher*innen und geht bis heute in immer wieder neue Runden. Dabei drehen sich die Diskussionen meist um zwei Positionen: Soll qualitative bzw. interpretative Sozialforschung sich in die *soziale Lage* der Untersuchten versetzen und versuchen, das Handeln der Akteur*innen *aus deren sozialer Lage heraus* zu verstehen und zu erklären? Oder soll sie sich *an die Stelle* der Untersuchten setzen und versuchen, das Handeln aus *der subjektiven Sicht der Untersuchten* zu verstehen/nachzuvollziehen – was etwas ganz anderes ist?

Im ersten Fall muss man die gesamte soziale Lage, die gesamte soziale Situation der Akteur*innen, ihre Geschichte und ihre Verwurzelung in soziale Welten und das daraus resultierende Wissen und die daraus resultierenden objektiven Probleme mittels Artefakten, Interaktionsprotokollen, Feldbeobachtungen und Interviews rekonstruieren, die sich aus dieser Lage ergeben, und diese als Ausgangspunkt für ein Verstehen und Erklären nehmen. Die so er-

zielten Ergebnisse überschreiten systematisch das Selbstverständnis der Untersuchten, was oft dazu führt, dass die Ergebnisse als unzutreffend (überinterpretiert) empfinden (epistemischer Bruch).

Im zweiten Fall versucht man meist aufgrund von Interviews mit den Untersuchten deren subjektiven Werte, Hoffnungen, Befürchtungen und lebensgeschichtlichen Besonderheiten zu ermitteln und damit das Handeln dieser Subjekte zu verstehen und zu erklären. Die so erzielten Ergebnisse überschreiten gerade *nicht* das Selbstverständnis der Untersuchten, sondern artikulieren es pointiert – was oft dazu führt, dass die Ergebnisse von den Untersuchten als zutreffend empfinden werden.

Trotz aller Unterschiede war man jedoch gewiss, dass die beiden oben genannten Positionen die grundlegenden des Feldes sind. Diese Gewissheit hat sich vor allem in den letzten 10-15 Jahren aufgelöst. Gab es in Deutschland anfangs einige charismatische Personen (allesamt weiße Männer), die angeben konnten und später angeben durften und noch später angeben sollten, was qualitative bzw. interpretative Forschung ist (so vor allem: Ulrich Oevermann, Thomas Leithäuser, Thomas Luckmann, Fritz Schütze, Hans Georg Soeffner), die also Schiedsrichter und Linienrichter sein konnten, so hat sich diese, wenn auch geringe Zentralität, heute aufgelöst. Heute scheint es mir so zu sein, dass es keine wirklichen und anerkannten Schiedsrichter*innen und Linienrichter*innen mehr gibt, und auch keine mit diesen Schiedsrichter*innen verbundenen klaren Schulen.

Mittlerweile gibt es neben den alten eine Reihe jüngerer Sozialforscher*innen, die miteinander darum konkurrieren, wer das Sagen hat. Aber nicht nur die alten, sondern auch die jüngeren Akteur*innen stehen auf verlorenem Posten. Denn es wachsen (wie beschrieben) immer differenziertere und voneinander abweichende Ansätze nach, die miteinander um Anerkennung kämpfen. Dabei erodieren die früheren Ansätze langsam, sodass sie oft nur noch durch den Namen der Methode oder des*der charismatischen Führer*in zusammen gehalten werden, aber nicht mehr durch eine gemeinsame Praktik oder eine theoretische Vorstellung.

Ein besonders markantes Beispiel für diese Entwicklung ist die *Grounded Theory* (siehe dazu Reichertz/Wilz 2016), aber auch die *Inhaltsanalyse*. In beiden Fällen lässt sich kaum noch sagen, was die rechte Praxis ist, diese Art von Forschung zu betreiben, weil es einfach zu viele Varianten gibt. Das gilt mit Einschränkungen auch für die diversen *Hermeneutiken* und *Narrationsanalysen*, die noch am ehesten, aber mit überschaubarem Erfolg versuchen, eine Kanonisierung ihrer Methodik zu erreichen. Dennoch oder besser: deshalb gibt es im Feld der qualitative/interpretativen Forschung keine wirklich vorherrschende Methode mehr – alle Ansätze ringen, *wichtig* und *würdig* zu sein. Wegen dieser Vielfalt plädiert Uwe Flick (2014) dafür, in Zukunft einen methodischen Multikulturalismus zu leben, der unter einem großen Dach alles zulässt, was sich als ‚qualitativ' versteht. Günter Mey argumentiert ähnlich, wenn er

fordert, Ambivalenz zuzulassen und auszuhalten: „Abverlangt wird uns bis zu einer Alle(s) zufriedenstellenden Klärung ein hohes Maß an Ambiguitätstolerenz“ (Mey 2016).

In den terms der Religionssoziologie könnte man zugespitzt formulieren, dass der im Feld der qualitativen Methoden anfangs vorherrschende *Polytheismus* einem *Pantheismus* gewichen ist. Alle Methoden sind gleich würdig – wenn auch für andere Ziele und Personen. Niemand hat in diesem Feld mehr das letzte Wort, niemand kann einen Schlussstrich ziehen, die Debatte im Feld prozessiert (endlos) weiter und führt zu weiterer Differenzierung (siehe auch Reichertz 2019). In einer anderen, deutlich säkularisierteren Metaphorik wird von *Polygamie* und *Monogamie* gesprochen und zu einer lustvollen Polygamie ermuntert (vgl. Bethmann 2019).

Dieser neue Pantheismus oder diese neue Polygamie haben aber auch Gegenreaktionen hervorgerufen und die Debatte, was qualitative/interpretative Sozialforschung ausmacht, welche Methoden erlaubt oder zielführend sind, wieder neu belebt (Flick 2014, 2016; Hitzler 2016; Mey 2016, 2018; Reichertz 2017 und 2019; Strübing 2017; Strübing et al. 2018, Eisewicht/Grenz 2018; Baur/Knoblauch 2018).

Qualitativ oder interpretativ?

Jenseits der Debatte, ob es strategisch sinnvoll ist, qualitative und interpretative Forschung von einander zu unterscheiden, hier erst einmal der Unterschied, der für viele nicht leicht zu sehen, in der Sache jedoch zentral ist: Manche Forscher*innen labeln sich selbst mit ‚qualitativ’, wenn sie (nur) mit qualitativen *Daten* (vornehmlich Interviews), jedoch quantitativen Auswertungsmethoden arbeiten. Andere Forscher*innen tun dies, wenn sie sowohl mit qualitativen Daten als auch mit qualitativen *Auswertungsmethoden* (vornehmlich Inhaltsanalyse) arbeiten (Mayring 2002). Ihnen allen ist meist gemein, dass sie eher *deskriptiv* arbeiten, also nicht mit einer Haltung des Verdachts hinter dem Offensichtlichen eine verborgene ‚wirkliche Wirklichkeit’ vermuten, sondern sie nehmen das Gesagte und Beobachtete meist als das, was für die Wissenschaft relevant ist.

Andere Forscher*innen gehen von der Prämisse der Zweigeteiltheit der Welt aus (Oberfläche, Tiefenstruktur), und sie bestehen darauf, dass man deshalb in Methode und Methodologie dem interpretativen Paradigma (Keller 2012a) verpflichtet sein sollte. Die Verfahren innerhalb dieses Selbstverständnisses, die an dem sinnhaften Handeln und Tun von Subjekten interessiert sind, adressieren sich selbst meist als ‚interpretativ’, da sie auch die Sinnmuster und Sinnangebote, die *hinter* dem subjektiv Gewussten liegen, hermeneutisch erschließen, also (re-)konstruieren wollen (Knoblauch 2014a; Soeffner 1989,

2014, Hitzler et al. 1999). Ähnlich argumentiert auch die Wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller 2011b, 2012b). Die Verfahren, welche die latenten Strukturen verbindlich (also objektiv) rekonstruieren wollen, welche für das Handeln der Menschen wesentlich sind (und meist hinter deren Rücken ihr Handeln bestimmen), bezeichnen sich meist als ‚rekonstruktiv' (Kraimer 2000; Bohnsack 2008; Maiwald 2013). Für sie verläuft die Trennung in der Sozialforschung nicht zwischen qualitativ oder quantitativ, sondern zwischen den Verfahren, die Tiefenstrukturen rekonstruieren, und jenen, welche an den Intentionen der Beteiligten interessiert sind (vgl. auch Garz 2007: 225).

Fünf Großfragen der qualitativen/interpretativen Sozialforschung

Aber egal, wie man die eigene Forschung auch nennen mag: Welche Methode der Datenerhebung und Datenauswertung man in der Forschung zum Einsatz bringt, hängt ganz wesentlich davon ab, welche Frage man mit der Forschung verfolgt: *Zuerst kommt immer die Forschungsfrage, dann die Methodenfrage.* Die Frage bestimmt, welche Methoden zum Einsatz kommen (müssen). Methoden müssen sich also immer nach der Frage der Forschung richten. Diese Vorrangstellung der Forschungsfrage wird auch nicht durch das generelle Gebot der *Gegenstandsangemessenheit* in Frage gestellt. Ohne Zweifel muss sich die Methode immer auch an den Untersuchten (also dem Gegenstand) ausrichten: Wer die Welt der Gehörlosen erkunden will, der sollte auf Interviews verzichten – kurz: wer menschliches Handeln zum Gegenstand von Forschung macht, muss auch Methoden auswählen, die in der Lage sind, solches Handeln zu erfassen.

Weder der Vorrang der Fragestellung noch derjenige der Gegenstandsangemessenheit vor der Methode lassen sich nutzen, einer methodischen Beliebigkeit das Wort zu reden. Wissenschaftliche Forschung muss immer methodisch sein. Wenn Forschung *nicht* methodisierbar ist, dann werden die Ergebnisse einer solchen Forschung in der empirischen Wissenschaft nicht überzeugen. Wissenschaft ist gerade keine Kochkunst, bei der allein das Ergebnis geschmacklich bewertet wird – und wenn das gut ist, fragt niemand danach, wie es zustande kam, sondern empirische Wissenschaft setzt auf Methode und Nachvollziehbarkeit – selbst dann, wenn die Methode situativ angepasst werden muss (Reichertz 2019).

Gegenstandsangemessenheit und Frageabhängigkeit lassen sich nicht gegeneinander ausspielen, denn beide sind für empirische Forschung zentral. Allerdings darf man nicht vergessen, dass aus wissenssoziologischer Perspektive